

Fallen solche Momente ausdrücklichen Schweigens und Hörens aus unserem geistlichen Leben heraus, dann wird es selbst arm und krank. Wir sollten es deshalb wieder lernen, Zeiten auszusparen, die nur dazu da sind, uns innerlich beschenken und von Gott lieben zu lassen; Zeiten, die wir vor Gott verbringen ohne eine Absicht als nur die, auf seinen Willen einzuschwingen, ihm, unserem liebenden und doch so unbegreiflichen Gott, richtig zu antworten; uns ganz, in der Länge und Breite unseres Daseins, dieser letzten göttlichen Wirklichkeit auszusetzen.

Dieses unverzweckte Tun vor dem unverzweckbaren Gott ist das, was Gebet in seinem Wesen ist. Es könnte uns helfen, Überforderungen zu sehen und zu überwinden; könnte helfen, inmitten allen Ansturms von Arbeit, wie auch bedrohlicher Verzweckung, ruhig und gelassen zu bleiben. Es könnte das Vertrauen in uns stärken, das sich nährt aus der Beziehung zu diesem heute mehr denn je schwer zu begreifenden Gott, dem wir, inmitten unserer Arbeit, dennoch recht geben möchten. „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst sollt ihr es weitergeben.“ (Mt 10, 8)

Neues Selbstverständnis vom Leben in den Gelübden

Aus der Sicht einer Ordensschwester

Lea Ackermann, Rom

„Wenn ich alt bin, gehe ich als Hausgeistlicher zu Schwestern; die wärmen einem sogar den Spazierstock an.“ So hörte ich vor kurzem einen Pfarrer sagen. Solche Spötteleien gibt es viele. Sie machen sich lustig über die naive und übertriebene Hilfsbereitschaft von Ordensfrauen Priestern gegenüber, ganz zu schweigen von den Formen serviler Dienstbarkeit, wenn diese Priester etwa gar im Rang eines Bischofs stehen.

Zu sehr sollte sich der Geistliche aber nicht auf diese Haltung verlassen. Vielleicht (hoffentlich) bestätigt sich sein Bild von Schwestern immer weniger. Der heutige Mensch ist mit neuen Aufgaben und Auseinandersetzungen konfrontiert. Die Welt und der Mensch wandeln sich, und davon ist die Ordensfrau nicht ausgeschlossen.

Ein Beispiel aus der eigenen Erfahrung sei hier angefügt: Als ich, schon Schwester, noch im Studium war, sagte mir eines Tages ein Kommilitone, der Theologie studierte und Priester werden wollte: „Wir verstehen uns so gut; willst Du nicht meine Haushälterin werden?“ Darauf gab ich zur Antwort: „Das wäre zu überlegen. Aber ich habe auch ein Angebot. Ich gehe nach Afrika, um dort eine Schule zu leiten. Komm Du doch mit als mein Hausmeister!“ Entsetzen über so viel Hochmut meinerseits und ein verlegenes Lachen waren die Folge.

Die Zeiten ändern sich, und das allgemeine Bemühen um mehr Gleichberechtigung und partnerschaftliches Verhalten zeigen sich nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb des Klosters.

Vieles und Tiefgreifendes im Selbstverständnis der Ordensfrauen wurde durch das II. Vatikanum angestoßen und aufgebrochen. Für viele begann eine Zeit starker Verunsicherung, für andere eine Zeit der Befreiung zum Wesentlichen. Alte Zöpfe wurden in den letzten 20 Jahren abgeschnitten. In den Klöstern gab es Tagungen, Gespräche und Vorträge. Was mich aber erstaunte, war die Schwerfälligkeit dieser Überlegungen, die oft sehr zaghaft und nur wie nebenbei heutige Probleme aufgriffen – so als wären die Orden um ihrer selbst willen da und nicht zeichenhafte Bekundungen des Heils, auf die die Welt ein Anrecht hat. Bezeichnend schien mir auch, daß man betonend und oft exklusiv den Stifter und sein Charisma in den Mittelpunkt des Selbstverständnisses stellte. So berechtigt das ist, es stört mich, weil vom Charisma der einzelnen Schwestern nicht gesprochen wurde. Der Blick blieb oft nach rückwärts gerichtet. So als habe Gott alle Charismen, die er zu vergeben hat, einzig und allein dem Stifter oder der Stifterin für alle Zeiten anvertraut. Liegt nicht die Größe des Stifters oder der Stifterin vor allem darin, daß sie in ihrer Zeit die drängenden Fragen erkannt und aufgegriffen haben? Was sie damals taten, wird für unsere Zeit oft vernachlässigt: die ehrliche Situationsanalyse und das gemeinsame Suchen nach den Anforderungen von heute. Ist es nicht das Faszinierende unserer Berufung: eine Art Vorhut zu sein, die in unserer Zeit Aufgaben anpackt, die andere noch nicht erkannt haben, und dabei die Zeichen Gottes in der Zeit zu begreifen?

Gemeinsam im Gehorsam

Es sind fast 15 Jahre her, als ich bei einer Tagung zum Thema „Ordensleben in unserer Zeit“ eine höhere Ordensoberin entsetzt ausrufen hörte: „Ja, wo kämen wir denn hin, sollte sich nun jede Schwester auch noch auf ihr eigenes Gewissen berufen!“

Diese Ordensoberin hat hoffentlich irgendwann dann doch verstanden, daß der Hl. Geist sogar in jeder einzelnen Schwester wirkt. Wenn wir schon glauben, daß die Berufung zur Ordensfrau Gabe Gottes an jede einzelne ist, kann es wohl doch nicht so sein, daß ein junges Mädchen den Anruf Gottes in seinem Herzen verspürt und vom lieben Gott bis an die Klosterpforte geführt wird, um dann als so Gerufene alleingelassen zu werden, weil Gott von nun an nur noch mit der Mutter Oberin verhandelt.

Dialog ist das neue Wort. Im Gebet und im gemeinsamen Gespräch sollten Ziele und Aufgaben nach Gottes Willen gefunden werden. Ein schwerer und mühsamer Weg. Zuerst für Obere, weil sich da vielleicht doch, sehr oft unbemerkt, unter Berufung auf Gehorsam, ein unverarbeiteter Machttrieb und ein Geltungsbedürfnis einschleichen und weil es einfacher ist, Anweisungen zu geben als gemeinsam den rechten Weg zu suchen. Auch für Untergebene ist der neue Weg schwerer als das herkömmliche Gehorchen. Den Befehl anzunehmen und auszuführen, auch wenn er unsinnig und unreif ist, wäre oft leichter. Geht's schief, kann man mit einer gewissen Genugtuung das Opferlamm spielen und alle Verantwortung abweisen. Gemeinsam eine Entscheidung treffen, und wenn sie falsch war, Schuld und Verantwortung zu übernehmen, ist schwerer. Dennoch liegt doch wohl der eigentliche Gehorsam darin: in der gemeinsamen Hingabe vor Gott stehen, ihm allein gehorchen und um den Auftrag ringen. Das ist kein abgeschlossener Weg, sondern ein dauerndes gemeinsames Suchen nach dem Willen Gottes in einer konkreten Situation. Viele Schwestern und Oberinnen tun sich damit sehr schwer. Dabei ist es doch offenkundig, daß die Oberinnen schon wegen der differenzierten Aufgaben und Spezialsituationen, die es überall gibt, also aus reinem Sachverstand heraus, im Gespräch bleiben müssen. Doch kommt es immer noch vor, daß Oberinnen ihre Mitschwester für Aufgaben einsetzen, für die sie nicht geeignet sind, und daß Schwestern aus falsch verstandenem Gehorsam diese Aufgaben annehmen.

Beim Katholikentag in München 1984 luden am Freitagnachmittag die Ordensleute zu einer Begegnung in ihre jeweiligen Klöster ein. Die jungen Leute stellten sich vor; die Ordensleute ebenfalls. Eine Schwester sagte, sie wäre so gerne anderswo geblieben, aber im Gehorsam arbeite sie nun in München. Sie wollte durch diese Bemerkung sicherlich ihre besondere Hingabe und Dienstbereitschaft bekunden. Die meisten jungen Mädchen waren entsetzt und fragten alle anderen Ordensfrauen, ob sie auch nur wegen des Gehorsams hier arbeiteten.

So mißverständlich kann der Gehorsam aufgefaßt werden! Junge Menschen haben für Entscheidungsprozesse nicht viel übrig, an denen

sie selbst nicht beteiligt werden. Das Ordensleben steht und fällt heute mit der Frage, ob es gelingt, den gemeinsamen Gehorsam vor Gott und dem Evangelium zu leben – statt den Gehorsam vor Menschen, wie er in monarchischen Gesellschaften praktiziert wird.

Frei in der Armut

Unsere Gelübde haben uns „frei“ gemacht. Wovon und wofür? Wir haben kein Vermögen. Das Gelübde der Armut meint, daß wir uns nicht um Besitzungen und deren Erhalt zu sorgen haben. Wir könnten Ungerechtigkeiten, soziale Mißstände, Ausbeutung der Menschen durch Menschen anprangern, weil wir – hoffentlich – nicht selbst darin verstrickt sind. Gandhi soll einmal gesagt haben, er wollte nichts besitzen, um sich vor der Gefahr, korrumpiert zu werden, zu schützen. Wie wahr das ist, erfahren Kirche und Ordensleute dort, wo sie sich entschlossen haben, Kirche der Armen, arme Kirche zu sein. Eine besitzlose Kirche hat nicht viel zu verlieren, wenn sie von Regierungen bedroht wird, nur weil sie sich auf die Seite der Armen stellt und Gerechtigkeit und Gleichheit fordert.

Wer nichts zu verlieren hat, ist freier und für die Mächtigen „gefährlicher“ als der, der viel zu schützen hat. Warum ist die Kirche der Armen in der Dritten Welt in aller Munde? Offensichtlich, weil mehr Hoffnung und Leben von ihr ausgeht als von einer materiell reichen und satten Kirche.

Das Freisein für und zugleich die Bindung an das Evangelium haben eben nicht nur Konsequenzen im materiellen Bereich. Frei ist auch, wer nichts mehr werden will, auch nicht in der Kirche und im Kloster. Mir scheint, daß die Haltung der inneren Anspruchslosigkeit um des Evangeliums willen zentrale Bedeutung für das Gelübde der Armut hat. Wenn es gelingt, auch innerlich nicht an den Dingen zu hängen, bleiben wir frei, in Kirche und Gesellschaft nach dem zu fragen, was mit dem Evangelium nicht in Einklang steht.

Wir leben im Kloster nicht auf einer Insel. Die Medien tragen alle erdenklichen Informationen in die abgeschlossensten Klausuren hinein. So kann in Gebet und gemeinsamen Überlegungen verarbeitet werden, was in der Welt geschieht. Es besteht die Möglichkeit, Politikern zu sagen, weswegen sie nicht wählbar sind. Dazu brauchen wir natürlich Sachverstand, d. h. die entsprechende Ausbildung, um die Sorge und das Interesse am Aufbau einer gerechteren Welt mit anderen zu teilen. Vor allem aber brauchen wir den Geist und das Vorbild Jesu, der in unserer heutigen Zeit seine Botschaft in der Konkretheit des Lebens präsent ma-

chen will. Wenn wir diese Aufgabe heute nicht wahrnehmen, geben wir ein wichtiges Moment unseres Zeugnisses aus der Hand.

Von einer in der Nachfolge Christi stehenden Oberin erzählte ein Spiritual neulich folgende Geschichte. Sie habe eines Nachts einen Traum gehabt: Sie war gestorben und an der Himmelspforte abgewiesen worden, obwohl ihr Leben gut und ehrbar gewesen war. Sie kam nicht in den Himmel, weil sie zu viel Geld auf der Bank angehäuft hatte. Für jede Mark auf der Bank sollte sie ein Jahr im Fegfeuer büßen. Denn mit dem Geld hätte man viele Hungrige sättigen können. Und das Geld – stand es nicht im Gegensatz zum Geiste der Armut? Müßte man am Ende eines jeden Jahres nicht alle Konten der Klöster räumen?

Natürlich: die Radikalität des Evangeliums ist oft nicht durchführbar; so wenn es alte und kranke Schwestern zu versorgen gibt; wenn Gebäude und Betriebe instand gehalten werden müssen; usw. Dennoch bleibt das Wort des Evangeliums: „Das Himmelreich leidet Gewalt. Und nur die Gewalttätigen reißen es an sich.“ Ist es sehr weit hergeholt, wenn ich diesen Satz in dem Sinne interpretiere, daß wir in der Nachfolge Christi risikofreudiger sein müßten, um dem Reiche Gottes in der Welt zu dienen?

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wir auch von der Jugend nur ernstgenommen werden, wenn Engagement als nachahmenswert erscheint, wenn wir nicht weltfremd am Leben, den Problemen und Sorgen der Menschen vorbeigehen. Dabei geht es nicht um Modisches; wohl aber um die zeitgemäße Präsenz des Christlichen.

Bereit durch die Ehelosigkeit

Eine große Überzeugungskraft kann das Gelübde der Ehelosigkeit entwickeln, wenn es uns bereit macht, für andere dazusein. Wir haben keine Familie, Mann, Frau, Kinder, die berechnete Ansprüche an uns stellen. Aber die Welt und deren Menschen stellen Ansprüche an uns. Gott sei Dank sind schon viele Klöster Häuser der offenen Tür geworden. Die Gastfreundschaft wird gelebt. Es gibt ermutigende Beispiele dafür: Taizé oder die von Ordensfrauen geführten Teestuben, zu der alle geladen sind, wo in gemütlicher Atmosphäre Zeit ist für Gespräche. Oder auch die Idee und Möglichkeit der Klöster auf Zeit.

Andererseits sind wir nicht sonderlich zu solcher Offenheit erzogen. Vielfach leben wir in der fixen Idee, anderen Menschen ein vollkommenes, rundherum gelungenes und fehlerfreies Leben vorspielen zu müssen. Ich bin auch für die Vorbildlichkeit des Ordenslebens; aber genauso wichtig ist es, andere daran teilhaben zu lassen und dabei uns

selbst immer wieder zu korrigieren und in Frage stellen zu lassen. So bleibt man selbst auf dem Wege und vermeidet den Eindruck, bereits am Ziel angekommen zu sein. Es ist ermutigender für alle, die Gespräch und Gemeinschaft mit uns suchen, wenn sie sehen und spüren, daß wir nicht nur Antworten, sondern auch Fragen haben. Daß auch wir auf dem Weg sind und uns dabei von dem leiten lassen, der unsere Hoffnung ist und der uns im Leben und Tod vorangeht.

Kritische Offenheit in den Gelüben

Unser Leben, das vor allem im Gehorsam dem Willen und Geiste Gottes gegenüber besteht, macht uns frei, auch dort unsere Überzeugungen zu sagen, wo wir kein Lob dafür zu erwarten haben. Weil wir uns durch ein ausdrückliches Gelübde unter den Willen Gottes gestellt haben, müssen wir auch nicht alles in der Kirche für gut heißen. Ich halte es dabei mit der großen heiligen Teresa, die gesagt hat: „Es ist kein kleines Kreuz, seinen Verstand dem zu unterwerfen, der keinen hat. Ich habe das nie vermocht, und es scheint mir auch nicht richtig zu sein.“

Bei diesem Ausspruch hat sie auch an die Männer in leitenden Positionen in der Kirche gedacht. Wer die Kirche kennt, weiß, daß bei der Vergabe von Positionen der Hl. Geist nicht immer zum Zuge kommt. Oft ~~ten spricht die~~ Berufung, mit der sich Gott an Menschen wendet, genug sind Machtfragen und menschliche Machenschaften allzusehr bestimmend. Die Geschichte der Kirche belegt das in ausreichendem Maße. Die Tatsache, daß wir durch unsere Gelübde frei geworden sind für Gott und seine Botschaft, muß uns zu bewegendem, aber auch zu kritischen Elementen in Kirche und Gesellschaft machen. Ob wir Ordensfrauen in Deutschland dazu fähig sind?

In Amerika und Asien scheinen viele Ordensfrauen bewußter ihren Auftrag zu leben als bei uns. Mit jungen Asiatinnen im Gespräch über ihre Sorgen erzählten sie von Übergriffen der Polizei, von Landvertreibungen, von allen möglichen Machenschaften der Mächtigen. „... Aber die Ordensfrauen, Priester und der Bischof stehen ganz auf unserer Seite. Sie gaben uns Kurse, wie wir uns verhalten sollen. Sie sind unsere Anwälte und gehen dafür sogar ins Gefängnis. Deshalb will ich auch eine Ordensfrau werden“, schloß das junge Mädchen. Aus diesen Worten spricht die Berufung, mit der sich Gott an Menschen wendet. Manchmal habe ich Angst, als könnten wir Orden selbst den Berufungen Gottes am meisten im Wege stehen – weil wir im rechten Augenblick nicht erkennen, worauf es bei Gott ankommt.